Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 7 **Marburg i. H., den 17. Februar** **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Von Menschen-Treue und Gottes-Treue — Wie Rudolf Hans Bartsch uns Jesus zeigt — Weitere Beiträge zu Luthers Lebensbeschreibung von ihm selbst. 5. Seelenkämpfe. Fortsetzung — Sollen wir da ruhig zusehen? — Not und Hilfe in Polen. 3. Der Polen Hoffnungen und Wünsche — Verschiedenes: Die Deutsch-lettischen Beziehungen (Balte); Vom großen Abendmahl (Flex); Der Zeitungsspiegel (Hinderer); Uns' Herrgott un sin' Lüd' (Schneeberg); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Von Menschen-Treue und Gottes-Treue

Gott ist getreu. 1. Kor. 10, 13

Da ich dies schreibe, stehn drohende schwarze Wolken am Himmel. Vielleicht geht das Wetter vorüber.

Aber es wandert wohl auch sonst jemand im dunklen Tal. Wohl ihm, wenn Ein Stern ihm dann doch leuchtet: Gott ist getreu.

Den Gedanken der Treue Gottes kann niemand fassen, dem nicht Treue von Menschen begegnet ist.

Gott Lob gibt es Menschen-Treue. Treue zwischen Menschen in der Menschengeschichte bis in die grauește Vorzeit hinein. Sie ist Offenbarung der Gottes-Treue. Treue ist mehr als Liebe. Treue ist etwas andres als Liebe. Treue ist nur unter Zweien. Treue vergeht nicht. — Liebe, wie oft bleibt die, auch wo sie echt ist, bloß Leidenschaft, die wie ein lohender Brand schließlich in Asche sinkt. Liebe, wie oft ist die einseitig nur, ungestilltes Verlangen, enttäuschtes Wähnen. — Treue ist zwischen Zweien, die sich lieb haben und wissen das auch und können sich auf einander verlassen. Davon meldet in immer neuen Variationen die alte germanische Sage. Ein gegenseitiges unzerreißbares Zusammengehören zwischen Mann und Weib, Freund und Feind, Herr und Knecht, König und Untertan. „Deutsche Treue." Und heute? Draußen im Feld unter den Kameraden, draußen und daheim über Meilen und Monate hinweg unter den Getrennten, überall zwischen Fürsten und Volk begegnet uns in immer neuen Zügen erquickend und aufrichtend: Treue um Treue.

Es gibt auch Untreue in der Welt. Niemandem, der ein Herz voll guten Willens hat, der gern vertraut und sich aufschließt, bleibt die Erfahrung erspart. Und das ist dann furchtbar hart. Denn zur Treue gehören nun einmal Zwei. Es kann wohl auch unverstandnes, unerwidertes Handeln geben zwischen den Getreuen. Dann ist Treue geduldig! Aber irgendwie bleibt ihre Voraussetzung die Liebe auch des andern Teils: die ist es ja eben, der man traut, auf die man sich verläßt, der man treu ist. Und darum wo plötzlich dieser feste Felsenboden unter unsern Füßen weicht, dann gibt es eine furchtbare Erschütterung des Herzens und Lebens, dann wird man betrübt bis in den Tod.

Wohl dem, der in solcher Stunde etwas in sich läuten hört von dem Liede:

> Wenn gar kein einger mehr auf Erden,
> dessen Treue du darfst trauen,
> alsdann will Er dein Treuster werden
> und zu deinem Besten schauen.

Aber solcher Ton kann doch nur in einem Herzen widerklingen, das von Dreierlei schon aus Erfahrung weiß. Erstens von Menschentreue. „Ich besaß es doch einmal." Vater, Mutter, Gatte, Gattin, Freund — sie sind tot, aber sie lebten! Zweitens von Untreue, die es gibt auf Erden. Vielleicht nur zu viel. Man kann manchmal recht verlassen sein. Drittens von Gottestreue. Die darf nicht etwas ganz Neues sein für das verlassene Menschenkind, es muß wissen, daß der treue Gott von je um es hergewesen ist: so will der immer Treue nun sein Treuster werden.

Wir haben in unsrer modernen Frömmigkeit viel zu viel davon geredet, daß wir Gott suchen müßten, da er doch immer bei uns war. Schließlich bilden wir uns wahrhaftig ein, wir hätten Gott noch gar nicht gehabt. Wir haben zu viel vom Erlebnis geredet, das wir heute und morgen machen müßten, da wir doch eine große Erfahrung hinter uns haben, wie er uns gesucht und für uns gesorgt hat. So tröstete sich Luther immer wieder seiner Taufe. Dies Gnadenzeichen, am Beginn des Lebens aufgerichtet, ja dem Kinde schon zugedacht ehe es geboren war, mit seinen Verheißungen war ihm das Pfand der Treue Gottes. Wenn das Erlebnis der Stunde versagte, besann er sich darauf zurück und wußte: Gott ist getreu.

Treue besteht unter Zweien. Ich bin Gottes Kind. Ich habe so viel Menschen-Treue erfahren. Ich habe Christi Treue erfahren. Und das war nicht vergeblich an mir. Ich bin sein eigen geworden. Ich habe ihm auch „Furcht und Liebe, Treu und Gehorsam zugesagt." „Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete?" „Was wär ich ohne Dich gewesen?" Religion, so hat es doch immer geheißen, sei der Bund des Herzens mit Gott. Dieser Bund ist doch zwischen uns Zweien geschlossen worden. Und dieser Bund besteht doch zwischen uns Zweien. Gewiß bin ich oft lässig ihn zu halten, aber um so fester hält Er ihn. Und ich war doch nicht immer untreu! „Wohl dir, du Kind der Treue!"

Dies Treuverhältnis ist die Grundbedingung unsers Daseins. Menschentreue hat uns gelehrt Gottestreue verstehn. Läßt Menschentreue uns im Stich, will Gott unser Allertreuster werden. Läßt scheinbar Er uns im Stich, so glauben wir das nicht, denn wir wissens besser. Es ist zu viel, was wir mit einander durchgemacht haben, unser Gott und wir, als daß wir an Ihm irre werden könnten, mag die Zukunft noch so Schweres bringen.

> Gott ist und bleibt getreu.
> Laß alle Wetter krachen,
> Gott wird der Trübsal doch
> ein solches Ende machen,
> daß alles Kreuz und Not
> dir ewig nütze sei.
> So liebt der Höchste dich:
> Gott ist und bleibt getreu.

R

Wie Rudolf Hans Bartsch uns Jesus zeigt

ER. Ein Buch der Andacht. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig, L. Staackmann. 182 S. 3, gebunden 4 Mk.

1

Als ich das neue Buch von Bartsch ausgelesen hatte, zweifelte ich zunächst, ob der Dichter nur eine Legende erzählen oder unsrer Zeit ein neues Jesusbild darbieten wollte. Enthielte das Buch nur eine Legende, so müßte man es schlicht genießen und beruhigt aus der Hand legen können. Aber der Christus dieser Erzählung tritt vorwurfsvoll und fordernd an uns, an die moderne Menschheit mit

den Großstädten, dem Kapitalismus, dem Krieg heran und zwingt uns, zu ihm und seinen Lehren Stellung zu nehmen. Er ist mit einer bloß ästhetischen Aufnahme nicht zufrieden. In der legendarischen Einkleidung steckt eine handelnde und lehrende Persönlichkeit.

2

Die von Bartsch gestaltete Handlung ist diese: Jesus, der nur sechs Stunden am Kreuz gehangen hat, ist nicht wirklich gestorben. Im Grabe erwacht er, tut langsam seine Sinne wieder auf und tritt „voll Seligkeit und Müde“ in den schönen Morgen hinaus. Es folgt die Begegnung mit Maria Magdalena. Dann wird eingeschoben ein Besuch des Herodes bei Pilatus. Der Vierfürst, dem Johannes der Täufer noch auf dem Gewissen liegt, vertieft die menschliche Teilnahme des Römers für Jesus. Darauf zwei Szenen, die den beiden vorigen parallel gebildet sind: Begegnung Jesu mit den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, Besuch der Maria Magdalena bei Procula, der Gemahlin des Herodes. Procula beschließt, Jesus vor seiner jüdischen Anhängerschaft nach Rom zu retten.

Jesus reist nun mit Empfehlungsbriefen zu Tullius, dem reichen Freunde des Pilatus in Rom. Einsam wandelt er in dessen Blumengärten an der Gräberstraße der Via Appia umher. Tullius hat von einer Germanenfürstin, die er als Sklavin erwarb und später zur Gattin erhob, eine Tochter Julia, das schönste und zarteste Mädchen Roms, bestimmt zu frühem Tode. Mit ihrer germanischen Wesensart flieht sie die römischen und griechischen Jünglinge und sucht die Gegenwart Jesu. Der fordert von ihr wie einst vom reichen Jüngling die Hingabe aller irdischen Güter an die Armen. Das vermag sie nicht. Jesus entweicht aus den Gärten des Reichtums in die Einsamkeit des Gebirges.

Da findet er einen mit der Natur wunschlos in Einklang lebenden Töpfer, einen Verehrer des alten, halb vergessenen Gottes Pan. Der Töpfer und Jesus werden ahnend ihrer tiefen Verwandtschaft inne. Vom Töpfer auf die unglücklichen, nach Reichtum begehrenden Massen Roms hingewiesen, macht sich Jesus nach der Stadt auf. Im Proletarierviertel wirft man mit Steinen nach ihm. Nur ein Schwindsüchtiger und ein Fieberkranker schließen sich ihm an. Als Tierspiele und Gersteverteilung im Zirkus angesagt sind, geht der schwindsüchtige Flavus wider Jesu Mahnungen hin. Jesus begleitet ihn, wird aber von den Leiden der Tiere und der blutgierigen Freude der Masse hinweggetrieben, er flieht in die Campania. Wie Jeder, der von Jesus einen Hauch verspürt, sich nach ihm, wenn er fern ist, sehnen muß, so auch Julia. Sie folgt ihm in die Einöde, er gibt ihr Klarheit, „wohin sie soll“. Julias Oheim, der Germanenfürst Chrodus, der seiner Krankheit wegen in Italien lebt, ist in die Campania gezogen, Julia zu suchen. Als er sie gefunden und von ihr Jesu Lehren vernommen, reitet er selbst zu ihm. Doch das scheue Pferd reißt ihn nach wenigen Worten hinweg. Die nach Rom zurückgekehrte Julia teilt ihre Schätze aus an die Armen, bald stirbt sie. Jesus kommt zur Toten, kann sie aber mitten im Unglauben der Menschen nicht erwecken. Von den Menschen, die ihn nicht brauchen, zurückgestoßen, wandert er abermals ins Gebirge.

Im Heiligtum Pans bettet er sich vor dem rauhen Herbststurm. Pan erscheint ihm im Traum und deutet ihm den Sinn seines Lebens. Mit der neuen Erkenntnis von der Liebe, die sich aller Wesen erbarmt, wandert Jesus weiter und trifft auf Fuhrleute, die ihre Tiere mißhandeln. Jesus schilt die rohen Knechte: „Seht ihr nicht, wie der Gott leidet im Tiere?“ Sie spannen höhnend ihn selbst ins Joch. Als er unter der Anstrengung zusammenbricht, wird er für tot bei Seite geschleppt. Inzwischen hat die Sehnsucht nach Jesus den schwindsüchtigen Flavus hinausgetrieben ins Gebirge, er trifft dort die Mörder Jesu und stirbt in der Erregung am Blutsturz. Auch er wird von den Fuhrleuten bei Seite geschafft. Nun treibt es Tullius und Chrodus hinter Jesus her. Als Chrodus den Leichnam gefunden — es bleibt zweifelhaft, ob den Jesu oder den des Flavus, der diesem im Tode ähnlich wurde — nimmt er ihn mit nach Rhegium, legte ihn auf einen Scheiterhaufen in seinem Drachenschiff und läßt den Holzstoß anzünden. Brennend treibt das Schiff gen Osten. „Es war das aber die Sonne, die über das Meer herauf kam. Und geraden Weges in sie fuhr der brennende Stern hinein und war beides eine einzige, unermeßliche Flamme, in die kein Auge zu schauen vermochte.“ „Und so war der Gedanke des Heiligsten wieder heimgesandt worden gegen Aufgang der Sonne.“ —

Die große Linie der Handlung führt also von Palästina nach Rom. Dort beginnt das Hin und Her zwischen Stadt und Einöde, das Fliehen, Suchen und Finden. Dreimal weilt Jesus in der Stadt: unter den Reichen, unter der elenden Masse, am Totenbett. Dreimal wandert er in die Wüste: ins Gebirge, in die Campagna und wieder ins Gebirge. Auf der dritten Flucht wird ihm die Klarheit der neuen Erkenntnis. In ihrem Dienst stirbt er einen neuen Opfertod. Dann verläuft die Linie wieder in den Osten.

Die drei wesentlichen Ideen, die, abgesehn von psychologischen Einzelmotiven, die Gestaltung der Handlung bestimmen, sind: der Gegensatz des Einsamen zur Geselligkeit; die Einbeziehung aller Kreatur in den Anspruch auf Liebe; die innere Verwandtschaft des Germanentums zu dem einsamen Jesus, der leidend die Welt überwindet.

3

Wie steht nun Jesus in dieser Geschichte?

Ein kleiner, hagerer, blasser Rabbi, weiß gekleidet, mit träumenden Augen und „goldbraunen Locken“, im Antlitz „milde Schwermut“. Schimmernde Titel werden auf ihn gehäuft: der Geprüfte, der Gesegnete, der Verklärte, der Entrückte, der Todüberwinder, der Heiland, der, der immer lebt, der heimatlose Wanderer der Liebe, der Retter der Seelen, der Christ, der weiße Christ. Fast niemals heißt er schlechthin Jesus. Solche feierlichen Namen werden auch zusammen mit bestimmten körperlichen und seelischen Verdeutlichungen der menschlichen Person Jesu gebraucht: „der Heiligste mit sehr weichen schmalen Wangen und kleinen Schultern“, „der Göttliche, dessen Wesen war wie ein Hauch.“ Diese prangenden Schmuckwörter nun werden um die Gestalt Jesu herumgelegt wie ein Goldgrund um eine gemalte Heiligenfigur, sie werden nicht aus dem Wesen der selbst leuchtenden Gestalt heraus entwickelt. Man weiß nicht recht, warum Jesus hier der Verklärte, der Entrückte, der Christ heißt. Der Mensch Jesus und der mystische Christus sind nicht zu einer Einheit verschmolzen. Das Nebeneinander von Realistischem und Mystischem macht die Gestalt nicht tief, sondern nur unklar. Da es an der innern Einheit fehlt, ist das Ergebnis nach beiden Seiten leer: weder erhalten wir ein fest umrissenes Wirklichkeitsbild Jesu, noch werden wir wirklich in echte Andacht hineingeführt. Das Gemisch von allerlei rationalistischen Erklärungen für Wunderbares und von mystischwunderbarem Rankenwerk zieht sich unerquicklich durch die ganze Erzählung. Beispiele: Christi Auferstehung wird dadurch der Glaublichkeit näher gerückt, daß wir im Gespräch des Herodes und Pilatus erfahren, daß er ja „nur sechs Stunden“ am Kreuz gehangen, und nicht, wie sonst üblich, nach der Abnahme hingerichtet worden sei. Daß Maria Magdalena den Auferstandenen zunächst nicht wiedererkennt, erklärt uns Bartsch sehr einleuchtend damit, daß Jesus „ohne Haar um Mund und Kinn war.“ „Denn die Heiden hatten ihn nach ihrer Weise zur Bestattung gerichtet, dieweil Josef und Nikodemus, die ihn erbeten hatten, des Sabbats wegen nicht lange bei dem Gerichteten zu bleiben wagten. Und nicht leicht mochte ihn jemand erkennen.“ Nach dem Evangelium verschwindet Jesus in Emmaus vor den Augen der beiden Jünger. Bartsch erklärt das Verschwinden: „Und schwand beiden das Sehen, weil alles Blut zurück zu ihrem Herzen rauschte, vor übergroßem Glück. Als sie wieder Atem und Blick hatten, da war er fort.“ Beispiele der andern Seite: Als Jesus den Tod im Joch der Zugtiere gestorben ist, wird uns gesagt: „Er aber hatte nur den zweiten seiner Tage erfüllt, und dieser Tage sind Legion an Zahl, denn auch heute ist er irgend unter uns und sucht der Liebe nach.“ Als der schwindsüchtige Flavus kurz nach Jesu Tod gleichfalls im Gebirge gestorben ist, heißt es: „Und es blieb ungewiß für immer, und

ist nur außerhalb dem Truge dieses Lebens zu deuten, wer es war, den des Tullius Diener fanden und Botschaft hinunter schickten: Herr, der Heiligste liegt unter dem Lorbeer und er ist tot. Und dies war so: denn beide waren eins." Tullius sagt an der Leiche: „Die Völker sind alle verschieden und auch die Zeiten wechseln, er aber muß jederzeit der Erwählte des Leides und der Verachtung sein. Und in solchem Sinne ist dieser tote Mann vielleicht Christus." So werden wir zwischendurch auf das Symbolische und Mystische des Lebens Jesu mit Fingern hingewiesen. Spruchbändertechnik. Aber leider keine naive.

Als die drei am meisten hervortretenden Merkmale der menschlichen Persönlichkeit dieses Jesus erscheinen mir: Kindhaftigkeit, ahnendes Wesen, sanfte Weichheit.

Die Bezeichnung „Sohn Gottes" wandelt Bartsch in „Kind Gottes". Das Kindliche zieht gerade die Frauen zu ihm hin. Die Schiffsleute „glaubten zu Anbeginne wohl, daß sie herniedersähen auf ihn, wie zu einem Kinde, das in seiner Güte und gottgewollten Heiterkeit alle Herzen tauen macht und weiß es nicht." Aber „aus den gesenkten und blumenstillen Augen brach, wenn sie sich erhoben, der himmelfarbene Strahl der Ahnung und der Kraft, und ein Wort, das jeden in die Seele traf, war sein." Verstandesmäßige Ueberlegungen sind Jesu zarter Seele fern. Er setzt sich nicht durch Denken mit den Dingen auseinander, sondern durch leise, zitternde Ahnungen und Gefühle. Er ahnt Julias Tod, nachdem er sie angesehn. Er ahnt, wenn Jemand ihn voll Sehnsucht aufsuchen will. Und wie er ein überzartes Empfinden hat für Unsichtbares und Unhörbares, so geht auch ein geheimer Zauber von ihm auf Andre aus. Alle, die einmal etwas von seinem Geist, vielmehr: von seiner Seele (das harte Wort Geist läßt sich kaum auf ihn anwenden) verspürt haben, mögen sie ihn zuerst auch ablehnen, bleiben an ihn gebunden; sobald er fern ist, wächst in ihnen unbezähmbar die Sehnsucht nach ihm. Dadurch zieht er die Menschen empor. Im übrigen erscheint er weich, schwach, unbestimmt, ziellos, tastend. Er kann die Gegenwart der Menschen schwer ertragen, darum flüchtet er vor ihnen und ist unglücklich, wenn er das, wie auf dem Schiff, nicht kann. Die Grausamkeiten im Zirkus erzürnen ihn nicht, sondern „ängstigen" ihn. Sie entflammen ihn nicht zur Tat, sondern treiben ihn zur Flucht. Man glaubt sehr wohl von ihm, daß er sich, obwohl es ihn zu seinen Jüngern zieht, von der weltverständigen Procula wie ein krankes Kind einpacken und nach Rom verschicken läßt. Die Weltflucht dieses Jesus ist nicht die eines Propheten, sondern die eines Lebensschwachen, und seine Liebe ist nur weichherziges Mitleid. Sein Segnen und Fluchen kommt nicht aus der Kraft der Wirklichkeit und dürfte darum eigentlich auch nicht auf die Wirklichkeit wirken. Man glaubt Bartsch nicht, daß sein Jesus auf Leute wie Tullius oder gar Chrodus einen bestimmenden Eindruck machen könne.

4

Die Lehren, die dieser Jesus den Menschen vermittelt, sind folgende.

Erstens: Einsamkeit. „Seid einsam wie ich." Bartsch fügt hinzu: das Wort Gottes sei „Jedem anders und streitlos nur dem Einsamen." „Seligkeit schon mitten im Leben ist nur bei den Einsamen." Bei den Bienen und Ameisen, deren weises, reines und geordnetes Leben Jesus als Gleichnis anführt, wäre „alles gut, bis auf die Vielheit und die Vergänglichkeit, deren Narr sie alle sind. Denn nur Einsamkeit und Abkehr erlöst. Bei den Geselligen ist es immer dasselbe, nie ist es genug." „Es ist keine vollendete Güte, wo die Vielen sind." (Freilich, denn da gilt es nicht nur, Güte in der Phantasie haben, sondern Güte tun. Doch das Problem läßt Bartsch auf sich beruhen.) „Nur Einer, immer Einer nur kann alles Ueble tilgen in sich selber (?), und alles Beispiel ist einsam." Wer keinen „Teil hat" am „Nutzen" der Vielen und Vergänglichen, der ist „eines andern Staates Kind und der heißt Reich Gottes." Darum heißt Jesus auch „der Künder der Selbstvergessenheit."

Zweitens: Armut. Reich sein ist nur ein Sonderfall von gesellig sein. „Geselligkeit ist ein irdisch Gut wie Geld und weiche Kleider und Teppiche auch." „Mich hat der Vater nicht gesandt, das Dasein der Reichen zu loben, wie ihr es führt." „Laß den Vater (Tullius) diese Rosengärten den Kranken aus der Suburra schenken und vermag ihn weiter, all das Seine zu verkaufen und es den Armen zu geben. Ein Kleid und das Mitleid der Menschen ist genug für dich." (Also nicht nur das eigene, sondern auch das Gut, das dem Vater gehört, soll Julia den Armen verschaffen.) „Ein anderer Weg zum Leben als diesen Trug hinwegzuschenken, ist nicht." Es kommt nicht darauf an, daß man etwas gibt, sondern Gott „achtet nur, ob du alles gäbest."

Drittens: Liebe zu aller Kreatur. Die Liebe Gottes und der Menschen zu predigen, war die Bestimmung Jesu in Palästina. Nun aber dringt er tiefer: zur Liebe Gottes und alles Geschaffenen. Pan lehrt ihn: „Nun werden sie alle kommen, die Deinen aus Judäa, und werden jene Menschenliebe lehren! Ach nur ein Zipfel der Liebe, die Gottes Kleid (!) ist!" „So haben sie aus der Schöpfung bloß den sechsten Tag des Vaters erfaßt und nicht seine jugendfrischen ersten fünf. Und dürstend werden bleiben, die deinen kargen Aposteln folgen." So wird Jesus, der Bruder der Blumen, zum Heiland der Tiere.

5

Ist nun Bartsch die dichterische Gestaltung dieses Inhalts geglückt?

Daß die Fabel meisterhaft aufgebaut ist, bedarf keiner Worte. Auch die Kunst, uns Naturstimmungen nahe zu bringen, hat er wieder mit starker Kraft geübt. Aber das sind Einzelheiten. Das Ganze ist nicht zu einem in sich vollendeten Werk durchgestaltet.

Das beweist schon die unausgeglichene Sprache. Es ist, als ob Bartsch auf Stelzen vor uns herumspazierte. Sobald er einmal, aus seiner aufgezwungenen Rolle fallend, auf die Beine kommt, die ihm gewachsen sind, atmet man geradezu auf. So zuerst bei der prachtvollen Schilderung der Gärten des Tullius. Besonders peinlich ist oft der Dialog zu lesen. Es ist, als ob die Menschen mit gespitztem Mund flöten und lispeln. Die Sprache ist nicht aus dem Gegenstand heraus empfunden, sondern ihm angekünstelt. Drei unechte Bestandteile verderben die Einheit des Stils: Altertümeleien in Formen- und Satzbildung, Einmischung von Worten und Tonfall der Bibel, moderne lyrische Feuilleton-Floskeln von der Art wie: „Die Blumenvilla war des Tullius Herz und Schwermut zugleich." „Ihre Marktgedanken und ihr schmutziges Wort stillten sich nie und nimmer." Noch zwei häufige Sprachunarten seien erwähnt: die Manier, abstrakte Begriffe durch anschauliche Eigenschafts- oder Tätigkeitswörter aufzuputzen und geistreich erscheinen zu lassen: „Es war ihm Schmerz und Mitleid aus den Augen gestürzt" und dergleichen. Ferner Wendungen wie diese: Sie „war voll bewegten Nachdenkens." „Unermeßlich Weh war in dem Heiland." „Was an Trost in mir war." „Wenn schon eine große Trauer in ihr stand." „Und war wieder allein und voll todesschöner Ergriffenheit." „Der hochtönende Sturm war über ihm." So geht es durch das Buch hindurch bis zur Unerträglichkeit.

Schlimmer als die Manieriertheit der Sprache sind die innern Widersprüche. Auf zwei, die zugleich ästhetische Mängel sind, wiesen wir bereits hin: das unverschmolzene Nebeneinander von Mystik und Realistik, das Nicht-Zusammenstimmen der Wirkungen, die von Jesu Persönlichkeit ausgehn, mit dem Wesen seiner Persönlichkeit. Gewiß gehört eine starke dichterische Kraft dazu, so widerstrebende Elemente, wie sie Bartschens Entwurf aufweist, innerlich zu vereinen. Wie dergleichen aber doch möglich ist, zeigen etwa Gottfried Kellers Legenden; da ist restlose Stileinheit und deshalb künstlerische Glaubwürdigkeit.

Mit der innern Unsicherheit Bartschens hängt es zusammen, daß ihn sein Empfinden dafür verläßt, wo er ans Sensationelle streift. Das innerlich ungenügend motivierte Hereinziehen des Germanentums schmeckt danach, als ob es nicht aus der Sache selbst, sondern aus Sensation stamme. Chrodus ist keineswegs so sehr als Folie zu Jesus gebildet, daß man ihn nicht missen könnte. Der Schluß mit dem brennenden Drachenschiff wirkt, trotz einzelner Feinheiten, als Schluß gerade dieser Geschichte

zu effektvoll. Es ist kein notwendiger Abschluß, sondern ein für die Menge hinzugegebenes Feuerwerk, zur Sicherung des rauschenden Beifalls.

Fragen wir nun abermals: Haben wir es mit einer bloßen Legende, einem Spiel frommer Phantasie zu tun, oder sind tiefere Wirkungen als ästhetische Sensation beabsichtigt? Bartsch schwankt zwischen beidem, und so widerspricht das Eine dem Andern. Es scheint, als habe er zunächst nur die schöne Erzählung einer schönen Legende gewollt, als habe sich ihm erst während der Arbeit die Möglichkeit einer umfassenderen Wirkung aufgedrängt. Es kann auch umgekehrt gewesen sein. Wie auch immer: das Werk ist unausgereift. Bartsch hat es — sagen wir es nur hart heraus — zu früh auf den Markt geworfen.

Der tiefste Mangel des Werkes aber wird uns erst klar, wenn wir fragen: Was bedeutet uns Bartschens Jesus praktisch?

6

Wozu schreibt man, abgesehn von reiner Legende und von Geschichte, ein Leben Jesu? Es kann sich bei diesem Stoff immer nur um ein sittliches und religiöses Wirkenwollen auf die Menschen handeln. Man kann die Gestalt Jesu nicht nach- oder neuschöpfen, ohne sich mit seiner sittlichen und religiösen Persönlichkeit auseinanderzusetzen. Und das ist notwendig stets auch eine Auseinandersetzung für die Andern, die Zeitgenossen. Wer einen solchen Stoff rein ästhetisch behandeln will, der muß entweder eine wirkliche Legende bilden, oder auf den Jesus der Evangelien, am besten auch auf den Namen verzichten. Ein Drittes gibt es hier nicht.

Bartsch hat nun versucht, sowohl Jesu Gestalt wie Lehre für sich und uns fortzubilden, er setzt sich mit dessen Taten und Lehren in Palästina kritisch auseinander.

Die Lehre von der Menschenliebe wird ausgedehnt zur Lehre von der Liebe aller Kreatur. Eine tiefe und wahre Lehre. Und dieser Jesus lebt sie uns vor. Er zerschneidet die Stränge des geschundenen Tieres, er hilft selbst dem Tiere ziehn. Freilich, er geht nicht wie bei der Kreuzigung frei den Häschern entgegen, sondern wird von den Knechten ins Joch gezwungen, ist also nur leidend. Immerhin, hier ist nicht Flucht, sondern Opfer. Hier hätten wir wirklichen Gewinn, wenn — ja wenn dieser Jesus ein Prophet und nicht nur ein nervös aufschäumender Schwächling wäre.

Bestehn läßt Bartsch die Lehre Jesu von der Verwerflichkeit des Reichtums. Das ist etwas Gewaltiges, übertragen von Palästina auf Rom und damit auf unsre moderne Zeit. Aber wie bewährt nun Christus seine eigne Lehre nach Bartsch? Indem er schließlich, anders als der wirkliche Christus, vor dem Reichtum flieht. Ebenso fühlt er sich durch die Masse und ihre Triebe geängstigt. Er kann nichts dawider tun, er flieht sie. Die Predigt wider den Reichtum und die Verderbtheit der Massen wird zu einem Teilstück der Predigt von der Einsamkeit und Weltflucht. Das Reich Gottes wird mit der Einsamkeit gleichgesetzt. Das heißt für uns Heutige: entweder machen wir uns aus allen menschlichen Beziehungen los und entrinnen in die Einöde, oder lassen Jesus Jesus sein. Hängen ihn als ein Bild auf Goldgrund an die Wand und genießen ihn, wenn wir die Stunden einmal nicht anders ausfüllen, ästhetisch. Das ist denn auch im Grunde die Lösung, die Bartsch den Chrodus finden läßt. Das tiefste sittliche und religiöse Erlebnis wird zu einem ästhetischen Spiel.

Da haben wir den letzten Grund des Versagens: Bartsch hat Jesus nur ästhetisch nacherlebt, er hat nicht Ernst gemacht, es ist nicht sein ganzes Leben von seinem Jesus durchdrungen worden (wie das Goethes von Faust), sein Jesus ist kein Ausdruck für das Ringen des Menschen im Dichter, es ist alles im Phantasiespiel stecken geblieben. Halten wir dagegen auch nur ein Werk wie Walther Classens „Christus heute“. Das wirkt praktisch, weil es aus der Not des praktischen Lebens heraus geboren ist. Wo ein Dichter mit Propheten und göttlichen Lehren nur ein Spiel der Phantasie treibt, da empfinde ich sein Tun als unrein. Den Gesamteindruck, den Bartschens Werk auf mich gemacht hat, fasse ich daher in diese Anklage zusammen: Es erscheint mir als ein Vergreifen an Heiligem, es fehlt ihm der Ernst.

Wilhelm Stapel

Weitere Beiträge zu Luthers Lebensbeschreibung von ihm selbst

5. Seelenkämpfe. 1505 ff. (Fortsetzung)

Wahr ists, ein frommer Mönch bin ich gewesen, und so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ichs sagen darf:[1] Ist je ein Mönch gen Himmel gekommen durch Möncherei, so wollt ich auch hinein kommen sein. Das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekennet haben. Denn ich hätte mich, wo es länger gewähret hätte, zu Tod gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit . . .

Daß aber die Mönche die Taufe Christi ihrer Möncherei vergleicht haben, das können sie nicht leugnen, denn sie habens durch und durch in aller Welt also gelehret und gebraucht. Und mir ward also Glück gewünscht, da ich die Profession getan[2]) hatte, vom Prior, Convent und Beichtvater, daß ich nun wäre als ein unschuldig Kind, das itzt rein aus der Taufe käm. Und fürwahr ich hätte mich gern gefreuet der herrlichen Tat, daß ich ein solcher trefflicher Mensch wäre, der sich selber durch sein eigen Werk ohne Christus Blut so schön und heilig gemacht hätte, so leichtlich und so balde. Aber wiewohl ich solches süßes Lob und prächtige Worte von meinem eignen Werk gern hörete und ließ mich also für einen Wundertäter halten, der sich selbst so liederlicher Weise[3]) könnt heilig machen und den Tod fressen samt dem Teufel, so wollt es doch den Stich nicht halten. Denn wo nur ein klein wenig Anfechtung kam vom Tod oder Sünde, so fiel ich dahin und fand weder Taufe noch Möncherei, die mir helfen möcht. So hatte ich nun Christum und seine Taufe längst auch verloren. Da war ich der elendeste Mensch auf Erden, Tag und Nacht war da eitel Heulen und Verzweifeln, daß mir niemand steuern[4]) konnte. Also ward ich gebadet und getauft in meiner Möncherei und hatte die rechte Schweißsucht. Gott sei Lob, daß ich mich nicht zu Tod geschwitzet habe, ich wäre sonst längst im Abgrund der Hölle mit meiner Mönchstaufe. Denn ich kannte Christum nicht mehr denn als einen gestrengen Richter, vor dem ich fliehen wollt und doch nicht entfliehen konnte.

Solch schändliche, lästerliche Lehre von der meineidigen, treulosen, abtrünnigen Mönchstaufe haben sie . . . in aller Mönche Herzen getrieben und so manch feine Seele ihr Lebenlang gemartert und endlich durch Verzweifeln in den Abgrund der Hölle gestoßen, daß ich die Möncherei wohl mag nennen (als ein erfahrener Mönch, der mit großem Ernst ein Mönch sein wollt) ein höllisch Giftküchlein, das mit Zucker überzogen ist. . . .

Ich war einmal zu Arnstädt im Barfüßerkloster, da saß über Tische Dr. Henricus Kühne, ein Barfüßer,[5]) den sie für einen besondern Mann hielten, und preisete uns daher, wie ein köstlich Ding der Ordensstand wäre vor andern Ständen. Darum daß dieser Taufe halben ein solcher Vorteil drinnen wäre: wenns einen schon gereut hätte, daß er ein Mönch wäre worden, und damit alle seine vorigen guten Werke und Leben verloren, so hätte er noch[6]) das zuvor[7]) — wo er umkehrete und von neuem an einen Fürsatz nähme, er wollte, wo er nicht ein Mönch wäre, noch ein Mönch werden, so wäre dieser neue Fürsatz ebensogut als der erste Eingang[8]) gewesen, und wäre [der Mönch] von neuem abermal so rein, als käme er aus der Taufe; und möchte solchen Fürsatz, so oft er wollte, erneuern, so hätte er immer wieder eine neue Taufe und Unschuld bekommen usw. Wir jungen Mönche saßen und sperrten Maul und Nasen auf, schmatzten auch vor Andacht gegen solcher tröstlichen Rede von unserer heiligen Möncherei. Und ist also diese Meinung bei den Mönchen gemein gewesen.

Die kleine Antwort auf Herzog Georgen nächstes Buch. 1533

Wir haben vor diesen Zeiten unter dem Papsttum geschrien um das ewige Heil, um das Reich Gottes, haben unsre

1) sagen thar = zu sagen mir getraue, wage. Das alte „thürren“ hat mit „dürfen“ sprachlich nichts zu tun. Aber das „darf“ gibt den Klang und ungefähr den Sinn wieder.
2) das Gelübde abgelegt, nach vollendeter Novizenzeit.
3) so leicht. 4) mich stützen, aufrichten.
5) Franziskaner. 6) dennoch. 7) voraus. 8) Eintritt.

Leiber heftig geschlagen, ja getötet, nicht mit Schwert oder Waffen, sondern mit Fasten und Mißhandlung des Leibes. Tag und Nacht haben wir ihn gefoltert und gemartert. Ich selber, wenn nicht Christi Trost durch das Evangelium mich frei gemacht hätte, wäre dabei nicht zwei Jahre lang am Leben geblieben, so wurde ich gequält und so floh ich vor dem Zorne Gottes. Da mangelte es nicht an Tränen, Klagen, Seufzern, aber wir brachtens nicht vorwärts. . . .

Ursach: wir wollten unsre Sünde und Gottlosigkeit nicht anerkennen. Ja wir kannten die Erbsünde nicht, und merkten nicht, daß der Unglaube[1]) die Sünde ist, da wir ja vielmehr den Zweifel an der göttlichen Barmherzigkeit aufrichteten und lehrten. Darum, je mehr ich lief und mich sehnte zu Christo zu kommen, desto weiter wich er vor mir zurück. Nach der Beichte und Entlassung konnte ich niemals ruhigen Geistes sein, weil das Gewissen aus den Werken nicht sicheren Trost haben kann. . . .

Ich sah nun zuvörderst sehr wohl, daß zur Erlangung des himmlischen Lichts und Lebens ganz und gar das freie Geschenk der Gnade not sei, und arbeitete mich ängstlich und unablässig ab an dem Verständnis jenes Spruches Röm. 1, 17: „Die Gerechtigkeit Gottes wird offenbart im Evangelium." Dort suchte ich lange und klopfte an. Denn jenes Wort „Gerechtigkeit Gottes" stand mir im Wege, so wie es gewöhnlich erklärt wurde: „Die Gerechtigkeit Gottes ist die Tugend, vermöge deren Gott seinem Wesen nach[2]) gerecht ist und die Sünder verurteilt." So hatten alle Doktoren dieses Wort[3]) erklärt, mit Ausnahme Augustins: „Gerechtigkeit Gottes, das ist, Zorn Gottes." So oft ich aber diese Stelle las, immer wünschte ich, Gott hätte niemals das Evangelium geoffenbaret. Denn wer könnte den zürnenden, richtenden, verurteilenden Gott — lieben? Bis ich endlich durch Erleuchtung des heiligen Geistes die Stelle Habakuk 2, 4 gründlicher erwog: „Der Gerechte wird aus dem Glauben leben." Daraus begriff ich, daß das Leben müsse aus dem Glauben hervorgehn, und so übertrug ich das Abstrakte ins Konkrete.[4]) Da öffnete sich mir die ganze heilige Schrift und der Himmel selber.

Vorlesung über die Genesis (zu 27, 38). 1541

Weshalb habe ich so große Mühsal ausgehalten im Kloster? Warum meinen Leib mit Fasten, Wachen und Frost geplagt? Wahrlich darum, weil ich versuchte Gewißheit zu haben, daß mir dadurch Vergebung der Sünden zufalle.

Vorlesung über die Genesis (zu 22, 17 f.) 1539

Die Fasten unter dem Papsttum waren Schmausereien. Nur die wahrhaft bedrückten Gewissen fasteten ernstlich. Ich habe mich bei Zeiten[5]) zu Tod gefastet; denn oft habe ich binnen drei Tagen nicht einen Tropfen oder Bissen zu mir genommen. Es war mir recht Ernst, habe auch den Herrn Christum recht gekreuzigt, bin nicht nebenhergelaufen, sondern habe ihn helfen führen und durchbohren. Gott vergeb mirs! denn ich habs ja öffentlich bekennet. Denn das ist wahr: der frömmste Mönch ist der ärgste Schalk. Sie leugnen Christum, den Mittler und Hohenpriester, und machen einen Richter aus ihm. Ich habe mir 21 Heilige ausgewählt und an den einzelnen Tagen, wenn ich Messe las, drei angerufen. Also kam ich die Woche herum. Vor allen aber habe ich die heilige Jungfrau verehrt, als die mit ihrem weiblichen Herzen mehr bewegt würde und den Sohn besänftige.

Tischrede vom 11. Januar 1539

Wir meinten, wir wollten mit dem Abbrechen[6]) so viel verdienen, daß wir dem Blut Christi wollten gleichtun. So hab ich armer Narr gegläubt; da wußte ich nicht, daß Gott wollte haben, ich sollte meines Leibes pflegen und kein Vertrauen auf die Mäßigkeit setzen. Ich hätte mich erwürgt mit Fasten, Wachen, Frieren; mitten im Winter hatte ich eine geringe

1) der Mangel an Gottvertrauen.
2) formaliter.
3) Scheel in der Jubiläumsschrift des Vereins für Reformationsgeschichte S. 108 empfiehlt vocabulum für locum zu lesen.
4) An Stelle der „Tugend-" Gerechtigkeit trat mir die Person des Gerechten, des Gottes, der barmherzig ist, seine Verheißungen hält, Vertrauen haben will usw.
5) zu Zeiten.
6) dem Leibe abbrechen, entziehen, was er bedarf.

Kappen,[1]) erfror schier, so gar töricht und toll war ich . . . Es sollt aber also sein: Wart' des Leibes ehrlich, aber halt' ihn in Zaum. . . .

Predigt am 2. Dezember 1537

Auch ich bin zwanzig Jahr ein Mönch gewesen und mich zermartert mit Beten, Fasten, Wachen und Frieren, daß ich allein vor Frost möcht gestorben sein, und mir so wehe getan als ich nimmermehr tun will, ob ich gleich könnte: was hab ich damit anders gesucht denn Gott? der da sollt ansehen, wie ich meinen Orden hielte und so streng Leben führte . . .

Das alles tät ich ja nicht um Gelds und Guts, sondern um Gottes Willen: noch[2]) war es falsch und Abgötterei, weil ich Christum nicht kannte und solches nicht in und durch ihn suchte.

Das 14. und 15. Kapitel St. Johannis (zu 14, 1). 1537

Ich war auch ein ernster Mönch, lebte züchtig und keusch,[3]) ich hätte nicht einen Heller genommen ohne meines Priors Wissen,[4]) ich betete fleißig Tag und Nacht . . . Die zwanzig Jahr, weil[5]) ich bin im Kloster gewesen, sind dahin und verloren. Ich bin kommen im Kloster um der Seelen Heil und Seligkeit und um des Leibes Gesundheit. Und ich meinete doch, ich kennete Gott den Vater gar wohl und es wäre Gottes Wille, daß ich die Regel hielte und dem Abte gehorsam wäre:[6]) das sollt Gott gefallen und das wäre „den Vater und des Vaters Willen kennen."

Auslegung über das 6., 7. und 8. Kapitel des Evangelisten Johannes (zu 8, 19). 21. Oktober 1531.

Ich bin ein Mönch gewesen und habe des Nachts gewachet, gefastet, gebetet und meinen Leib zerkasteiet und zerplaget, daß wir Gehorsam hielten, keusch lebeten. Der hat man mehr unter Pfaffen, Nonnen und Mönchen gefunden. Ich rede von den frommen und rechtschaffenen Mönchen, denen es ein Ernst gewesen in der Welt, und nicht von den Huren und Buben, die in unzüchtigem, losem Leben gesteckt sind, sondern die es ihnen haben lassen sauer werden, als mir, und sich zersucht und zerplaget, haben das wollen erlangen, was Christus ist, auf daß sie selig würden. Was haben sie damit ausgerichtet? haben sie ihn gefunden? Christus saget allhier: „Ihr werdet in euren Sünden stecken bleiben und sterben." Das ist ein erschrecklich Urteil, solche große Arbeit und Werk also dahinzuwerfen.

Ebenda (zu 8, 21). 28. Oktober 1531

Sollen wir da ruhig zusehen?

In 1915 Nr. 24 erschien unter gleicher Ueberschrift ein Aufsatz, der zwei Fälle zur Sprache brachte, in denen einer Familie deshalb die Wohnung plötzlich gekündigt wurde, weil sie durch die Geburt eines Kindes Familienzuwachs bekam. Wer die Zeitungen aufmerksam liest, weiß, daß derartige Vorkommnisse leider nicht vereinzelt dastehen, und daß die Zahl der gefühlsrohen und schamlosen Hausbesitzer, die kinderreiche Familien ausquartieren oder garnicht aufnehmen, noch immer nicht ausgestorben ist. Sollen wir da ruhig zusehen? Nein, wir dürfen uns nicht mit sittlicher Entrüstung über derartige Vorkommnisse begnügen, wir müssen vielmehr **handeln**.

Aber was ist denn nun bis jetzt geschehen, um den Kindersegen zu befördern und kinderreichen Familien ihre Existenz zu erleichtern? Eigentlich noch recht wenig. Wir waren gerade auf die bedrohliche Tatsache des Geburtenrückgangs aufmerksam geworden und wollten Maßregeln dagegen ergreifen, da kam der Krieg dazwischen, der zunächst andere Aufgaben in den Vordergrund stellte. Aber nun gilt es, für den Frieden und für die Zeit nach dem Kriege zu rüsten. Und da fordert eine gebieterische

1) Kutte.
2) dennoch.
3) Gelübde der Keuschheit.
4) Gelübde der Armut: kein Eigenbesitz.
5) Dieweil. Wenn Luther seiner Mönchsjahre einmal fünfzehn zählt, ein ander mal zwanzig, so sollte man darüber kein Wort verlieren. Am 6. März 1521 schrieb Luther an einen Freund: „Von des Ordens und des Papstes Gesetzen bin ich entbunden und ausgeschlossen durch die Gewalt der Bulle; darüber freue ich mich und nehme es an, doch bleibe ich in Kutte und Kloster." Am 9. Oktober 1524 predigte er zum ersten Mal ohne das Mönchskleid.
6) Gelübde des Gehorsams.

Notwendigkeit von uns, die Bemühungen, dem sinkenden Geburtenzuwachs entgegenzuwirken, mit gesteigertem Eifer wieder aufzunehmen.

Wir stehen hier noch in den Anfängen. Man hat wohl der Säuglingspflege erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, man hat hier und dort Beamten Erziehungsbeihilfen für ihre Kinder gewährt, man hat in die Steuergesetzgebung die Bestimmung aufgenommen, daß der Steuersatz bei dem Vorhandensein von zwei oder mehreren Kindern mit der steigenden Kinderzahl um je eine Stufe progressiv ermäßigt wird. Aber dies ist doch noch lange nicht genug. Insbesondere um kinderreichen Familien das Wohnungmieten zu erleichtern, ist meines Wissens noch nichts weder von seiten des Reiches noch von seiten einzelner Bundesstaaten geschehen. Nur die Städte haben hier und dort auf diesem Gebiet etwas getan. So besteht in Frankfurt bei der Zentrale für private Fürsorge ein Ausschuß, der sich der kinderreichen Familien aus der ärmeren Schicht besonders annimmt. Ebenso hat die dortige gemeinnützige Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen für ihre hunderte von Wohnungen die vortreffliche Bestimmung getroffen, daß die Miete progressiv zur Kinderzahl abnimmt. Berlin hat die Kottwitzsche Armenunterstützungsanstalt mit einem Kapital von 228 600 Mk. aufzuweisen, die arbeitsfähigen, unbescholtenen, armen und fleißigen Leuten mit mehreren unversorgten Kindern bei eintretender Obdachlosigkeit Beihilfen zur Miete gewährt. (Jahresausgabe 20 000 Mk. im Höchstfalle, die aber nie erreicht wird.) In Dessau hat der Magistrat für vorläufig 30—40 kinderreiche Familien Kleinhäuser mit Gärten gebaut (Kapitalsverzinsung 3 %, Miete 180 Mk.; 3—4 kleine Zimmer mit Küche); diese Kolonie, die noch jung ist, kann ausgedehnt werden. Vermutlich werden auch noch andere Städte ähnliche Einrichtungen getroffen haben, ohne daß ich davon Kenntnis erhalten habe. In Düsseldorf ist Anfang Dezember vorigen Jahres auf Anregung des Regierungspräsidenten eine freie „Vereinigung für Familienwohl“ begründet worden, die sich die Bekämpfung des Geburtenrückgangs durch Maßnahmen auf den verschiedensten Gebieten zum Ziel gesetzt hat. Unter den 10 Sonderausschüssen ist vor allem der Sonderausschuß für Wohnungs- und Siedelungsfragen zu nennen. Auch die Landesversicherungsanstalten wenden der Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien ihre Aufmerksamkeit zu: die Frage ist auf das Programm einer im März in Leipzig stattfindenden Vollversammlung der deutschen Versicherungsanstalten gesetzt. Zu erwähnen ist auch der in Halle a. S. begründete „Bund zur Erhaltung und Wahrung deutscher Volkskraft“, (Geschäftsstelle Kaiserplatz 5), der seine Hauptarbeit der Sorge für die kommenden Geschlechter zuwenden will. Zweck des Vereins ist „die Förderung aller Maßnahmen, welche die Gesundheit der jetzigen Generation und der kommenden bessern können“.

Aber die Fürsorge für kinderreiche Familien darf sich nicht bloß auf Bereitstellung von Wohnungen und Umgestaltung der Mietsgesetzgebung beschränken: es gilt, noch andere Hemmnisse zu beseitigen. O. Albrecht hat vor einiger Zeit in der Sozialen Praxis dargelegt, daß am Rückgang der Geburten sehr oft die Arbeitsbedingungen schuld sind, unter denen hauswirtschaftliche Angestellte tätig sein müssen. In größeren Hauswirtschaftsbetrieben, die neben weiblichen Dienstboten männliches Personal für Sonderzweige beschäftigen, werden oft Arbeitsbedingungen vereinbart, die eine Geburtenbeschränkung zur Folge haben. Diener, Kutscher, Kraftwagenführer, Pförtner, Gärtner usw. werden häufig nur unter der Bedingung angestellt, daß sie unverheiratet oder kinderlos verheiratet sind oder nur eine kleine Familie haben. Auf diesem Gebiet muß Wandel geschaffen werden. Man sollte meinen, daß es größeren Hauswirtschaftsbetrieben nicht schwer fallen könnte, ihren Angestellten einen höheren Lohn zu zahlen oder eine größere Wohnung zu beschaffen und dann auf jene geburtenbeschränkenden Arbeitsbedingungen zu verzichten. Wollen sie es aber nicht, dann müßten sie durch Gesetz dazu gezwungen werden.

Noch auf einen andern Punkt sei aufmerksam gemacht. Es hat sich leider in der letzten Zeit bei den Dienstboten die Neigung bemerkbar gemacht, nur bei kinderarmen oder kinderlosen Familien in Stellung zu gehen. Diesem weitverbreiteten Wunsche der Dienstboten ist aber auch durch manche Herrschaften neue Nahrung gegeben worden, indem diese beim Suchen von Dienstboten in den Zeitungen es als einen besonderen Vorzug ihrer Stelle hervorzuheben pflegten, daß keine Kinder im Hause oder in der Familie seien. Wie oft las man: „Kinderloses Ehepaar sucht Dienstmädchen.“ Auch dagegen muß entschieden Front gemacht werden. Es wird vornehmlich eine Aufgabe der weiblichen Jugenderziehung sein, den jungen Mädchen Liebe zu den Kindern einzuflößen und ihnen gerade solche Stellen begehrenswert erscheinen zu lassen, in denen sie es mit Kindern zu tun haben.

Alles, was irgendwie dazu dienen kann, den Kinderreichtum unseres Volkes zu befördern oder zu schützen, muß getan werden. Die Geldfrage darf hierbei keine Rolle spielen. Haben wir ungezählte Milliarden zum Schutz gegen äußere Feinde geopfert, dann werden wir doch auch wohl noch ein paar Millionen aufbringen, um unserm Volke eine ungehemmte Entfaltungsmöglichkeit und eine innere Gesundung seiner Lebensverhältnisse zu sichern.

Es ist ja richtig, daß mit äußeren Einrichtungen und Gesetzen allein dem Schaden nicht gesteuert werden kann. Es kommt vor allen Dingen darauf an, daß das Evangelium wieder eine Macht wird in unserm Staats- und Volksleben und die Herzen unsrer Volksgenossen innerlich erneuert. Aber müssen wir eben deshalb nicht auch äußerlich alles tun, was in unsern Kräften steht, daß der Geist des großen Kinderfreundes alle unsere Gesetze und Einrichtungen durchdringe, und daß so in unserm ganzen Staats- und Volksleben die Liebe und der Wille zum Kind sich geltend mache? Darum frisch ans Werk! Es gilt die Zukunft und den Bestand unseres Volkes.

Hermann Drüner

Not und Hilfe in Polen

3. Der Polen Hoffnungen und Wünsche[1])

Die Tatsache, daß der gegenwärtige Weltkrieg größtenteils in Gebieten geführt wird, die ethnographisch oder geschichtlich polnischen Ursprungs sind, sowie das Vorausahnen, daß nach Beendigung des Krieges die vom Wiener Kongreß von 1815 bestimmten Grenzen der einzelnen Staaten Aenderungen unterliegen werden — haben wiederum die polnische Frage in der politischen Welt aufgeworfen. In Berlin, Wien und Pest wie in Paris, London und St. Petersburg widmen die leitenden politischen Kreise dieser Frage manche Stunde des Nachdenkens, und in den verschiedensten Sprachen sind ungezählte Artikel und Broschüren über diese Frage geschrieben worden. Die prinzipiell richtige Parole, man solle vor dem siegreichen Ende der Kriegsoperationen sich den Kopf mit politischen Resultaten des Krieges nicht zerbrechen, kann indes nur bis zu einem gewissen Grade Berücksichtigung finden. Das menschliche Gehirn kann diese beiden

1) Es handelt sich darum, wie die Polen denken, um nichts Andres. Also nicht um eine erschöpfende Behandlung der Polenfrage, oder auch nur um Aussprache unsers eignen Standpunkts. Wir sind nicht in der Lage, von uns aus eine eigne Meinung über die Zukunft Polens zu haben. Aber aufmerken, hinhorchen, der kommenden Veränderungen gewärtig sein soll ein Jeder. Es kommt der Augenblick, wo diese Dinge akut werden.

So ist auch Not und Hilfe in Polen, wie davon die beiden Artikel in Nr. 5 und 6 gehandelt haben, eine Darstellung vom polnischen Standpunkt. Wir waren dankbar, daß wir einen Sprecher dieser polnischen Millionen gewonnen hatten, und denken, daß unsre Leser es mit uns waren. Denn in all diesen Dingen muß man zunächst einmal die hören, die es am nächsten angeht. Und die von den Leiden des Krieges am schwersten betroffene Nation sind ohne Zweifel die Polen. Was sie leiden und was an Selbsthilfe sie dagegen aufbrachten, das wollten wir hören.

Inzwischen sind Vorwürfe gegen die deutsche Verwaltung im „Königreich“ vom offiziellen England erhoben worden. Es genügt hier wiederzugeben, was die Norddeutsche Allgemeine Zeitung dawider schreibt: „Der englische Ministerpräsident hat den amerikanischen Polen gegenüber die Genehmigung der Einfuhr amerikanischer Lebensmittel nach Polen abgelehnt, mit der Begründung, daß, wenn Deutschland und Oesterreich-Ungarn aufhörten, Nahrungsmittel aus Polen für die eigenen Zwecke zu exportieren, alle Hungersgefahr beseitigt sei. Die zuerst genannte Auffassung, daß das Land, wenn es auf sich selbst angewiesen ist, ausreichend Lebensmittel hat, ist tatsäch-

Angelegenheiten nicht vollkommen von einander trennen. Man kann nicht an eine Handlung denken, ohne zugleich ihre Folgen in Betracht zu ziehen. So will man denn auch nicht die wichtigsten Fragen, wie vor hundert Jahren, einem Friedens-Kongreß unvorbereitet überlassen. Und da dringt die Frage: Was soll mit Polen geschehen? immer tiefer und weiter in die öffentliche Diskussion vor. Parallel mit dieser Frage kommt eine zweite auf, die man an uns richtet: *Was erwarten die Polen?* was wollen sie auf den Trümmern der russischen Herrschaft in ihrem Lande haben?

Die Antwort, die spontan aus der Brust eines jeden von uns hervorbricht, lautet kurz: *Unabhängigkeit!* Jeder Nerv und jede Faser unseres Wesens bebt bei diesem Worte und kann es nicht unterdrücken. Möge nach den hundert Jahren russischer Herrschaft das unglückliche Land endlich von fremder Vormundschaft frei werden und möge es ihm vergönnt sein, sein Schicksal in eigene Hände zu nehmen! Dies ist unser wesentlichstes und innerlichstes Verlangen. Um die Macht dieses Verlangens zu begreifen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die polnische Nation ein Jahrtausend hindurch ein unabhängiges Staatsleben geführt und eine große und glänzende Vergangenheit hat. Dies ist eine Tatsache, die man nicht aus der Geschichte wegwischen und deren Folgen man nicht aus der Reihe der die Gegenwart gestaltenden Faktoren beseitigen kann. Wir können unmöglich vergessen, daß wir bereits im zehnten Jahrhundert einen politischen Organismus mit eigenen Zielen und Bestimmungen gebildet haben und daß, vom 15. Jahrhundert angefangen, Polen durch eine Reihe von Jahrhunderten den an einheitlichem Gebiet größten Staat Europas bildete. Nichts kann in uns die stolze Erinnerung auslöschen, daß wir die größte militärische Macht des Mittelalters gebrochen haben, noch, daß wir 200 Jahre vor Napoleon und dann neben Napoleon die einzigen geblieben sind, die als Sieger in Moskau eingezogen sind und auf den Türmen des Kremel ihre Standarten gehißt haben. Auch können wir nicht das erhabene Bewußtsein los werden, daß wir vier Jahrhunderte lang die Vormauer Europas gebildet und über die christliche Kultur den Schild gehalten haben vor dem Andrange halb- oder ganzbarbarischer Horden. Unser nationales Empfinden findet seine ständige Nahrung auch daran, daß unser Parlamentarismus zu den am frühesten ausgebildeten in Europa gehört — denn schon im 15. Jahrhundert sind Landtage in Polen abgehalten worden, mit denen der König seine Machtbefugnisse teilte — und daß wir in jener Zeit Statuten hatten, die viele Jahrhunderte vor anderen Staaten die Hauptprinzipien der heutigen Konstitutionen realisierten. Die polnische Idee hat Tatsachen aufzuweisen wie den Vertrag mit Litauen vom Jahre 1569, auf Grund dessen dieses Land mit Polen eine politische Einheit gebildet hat, oder den Zutritt Kurlands im Jahre 1561, Verträge, die eine praktische Verwirklichung von Völkerföderation auf Grund des Prinzips „Freie mit Freien, Gleiche mit Gleichen" darstellten und wiederum Jahrhunderten vorauseilten, ehe ihr Prinzip in der wissenschaftlichen Theorie aufkam. Dieselbe polnisch-politische Idee legitimiert sich durch die Konstitution vom 3. Mai 1791, welche ohne Vergießen eines einzigen Tropfen Blutes große soziale Reformen durchgeführt hat. Wir können nicht vergessen, daß unsere intellektuelle Kultur, unsere Wissenschaft, unsere Kunst und Literatur, welche sich als unwiderleglicher Beweis unserer Lebenskraft selbst unter den heutigen Verhältnissen weiter entwickeln — eine alte und glanzvolle Kultur ist, daß man bereits im 16. Jahrhundert polnische Dichter auf dem römischen Kapitol mit Lorbeer bekränzte und eine der ersten Universitäten in Mitteleuropa die polnische, von unserem Kasimir dem Großen im Jahre 1364 gegründete Universität Krakau ist, jene Universität, aus der Nicolaus Copernicus hervorgegangen ist. Es ist eine Anomalie, daß eine Nation mit einer solchen Vergangenheit, wie die polnische, eine Nation mit einer fest und unwiderruflich umgrenzten Eigenart nirgends einen eigenen unabhängigen Lebensherd besitzt. Und es ist leicht zu verstehen, daß diese Nation, die so lange und so tätig im Rahmen ihres Staates gelebt hat, nach dessen Wiederaufbau trachten muß, daß sie auf die Frage, was sie in dem von 100 jährigem Joche befreiten Lande haben möchte, antworten muß: die Unabhängigkeit.

Die Fabel von dem Mangel staatsbildender Elemente in Polen sollte endlich einmal verschwinden! Die Republik Polen ist nicht infolge ihres inneren Zerfalls untergegangen, sondern unter der Uebermacht dreier, auf Vergrößerung ihrer Gebiete bedachter Nachbarmächte, die alle Reformbestrebungen der Besten der Nation lahmlegten. Gerade im Zeitraume der Teilungen brachte Polen Reformen im großen Stil zustande, welche in der Welt Aufsehen erregten (zu Ehren der Konstitution vom 3. Mai 1791 hat man in Europa Medaillen geprägt). Es war also lebensfähig; aber etwas anderes ist die Lebensfähigkeit und etwas anderes die Möglichkeit, einer notorischen Uebermacht Stand zu halten. In den Gewässern und Gebieten Griechenlands schalten die Mächte der Entente nach ihrem Belieben wie auf ihrem eigenen Hofe. Kraftlos schauen die Hellenen den über ihr Land bestimmenden fremden Herren zu — und doch sind sie wohl zu einem selbständigen Leben fähig. Galizien hat der habsburgischen Monarchie erstklassige Minister gestellt (der Pole Dunajewski hat in die Finanzen Oesterreichs Ordnung gebracht), wie überhaupt staatserhaltende Elemente geliefert. Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staate mit seiner Genossenschafts- und seiner Bodenpolitik, seiner Organisation des Bildungs- und Standes Vereinswesens trotzt selbst den grimmigsten Feinden des Polentums Bewunderung ab. Wie leistungsfähig die Polen auf dem Gebiete der Selbstverwaltung sind, das hat man seit der Einnahme Polens an der Tätigkeit der kommunalen Behörden in den polnischen Städten, Warschau an der Spitze, zur Genüge beobachten können. *Die Polen von heute sind nicht die Polen des 18. Jahrhunderts.* Sie haben in der harten fremden Schule viel — je härter diese war, umsomehr — gelernt. Sie wissen das Erlernte zu schätzen und sind überzeugt, mit dem umgehen zu können, was ihre Väter verloren. Und deshalb antworten sie auf die Frage: Was sie auf den Trümmern des geschlagenen Rußlands wollen: Unabhängigkeit.

Dies ist ihr innigstes Sehnen und Verlangen — und in diesem Punkte ist die ganze öffentliche Meinung in Polen einig. Dieser Gedanke hat sie am Leben erhalten auch da, wo man nicht einmal ihren Namen mehr gelten lassen wollte und ihnen versicherte, daß es keine Polen mehr gebe. Die Hoffnung auf die künftige Unabhängigkeit hat sie in die opferreichen Aufstände gegen die tyrannische Uebermacht Rußlands getrieben und alle Schmerzen und Unbilden harter Ausnahmegesetze erdulden und aushalten lassen. *Der Glaube an die Auferstehung Polens* ist bei allen Polen, die sich Christen fühlen, mit dem Glauben an das Vorhandensein Gottes und seine Gerechtigkeit unzertrennlich verknüpft.

---

lich nicht zutreffend. In dem Kampfgebiet ist die Ernte, soweit überhaupt ein Acker bestellt war, größtenteils vernichtet, in dem Rückzugsgebiet haben die Russen durch ihre Brandkommandos systematisch fast alle Getreidestaken und größeren Güter in Brand gesteckt und dadurch eine Notlage geschaffen. Die bestehenden Schwierigkeiten sind also ausschließlich der russischen Armee zu verdanken, während die deutsche Verwaltung tat, was sie konnte, und noch alles tut, um der Bevölkerung über die schwere Zeit hinwegzuhelfen. Die geschilderten Tatsachen führen aber dazu, daß die Bevölkerung der großen Städte, wenn sie bis zur nächsten Ernte versorgt werden soll, nur sehr geringe Mehlraten erhalten kann. Diese betrugen bisher täglich 143 Gramm Getreidemehl und 35 Gramm Kartoffelmehl und sind nunmehr mit Wirkung vom 15. Februar, um mit Sicherheit bis zur nächsten Ernte auszureichen, auf 115 Gramm Getreidemehl und 35 Gramm Kartoffelmehl, also 150 Gramm Brotmehl täglich herabgesetzt worden. Es kann jederzeit der urkundliche Beweis erbracht werden, daß nicht mehr Getreide in den deutschen Grenzmühlen ausgeführt, als in Form von Mehl wieder nach Polen zurückgeführt wurde. Seit dem 1. September, dem Beginn der neuen Ernte, wurden aus Polen ausgeführt rund 65000 Tonnen Roggen, Weizen und Gerste. Nach Polen wieder eingeführt in Mehlform sind in fünf Monaten fünfmal 11000 Tonnen für zwei Millionen Menschen, in Summe also 55000 Tonnen, weiter als eiserner Vorrat für die Großstädte 5000 Tonnen. Schließlich wurden 5000 Tonnen Gerste als Saatgut aufgespeichert für die großen Flächen, die im Herbst aus Mangel an Pferden nicht haben bestellt werden können. Hieraus ergibt sich, daß Deutschland eine wirkliche Ausfuhr aus Polen überhaupt nicht vorgenommen hat."

Einige Mitteilungen über Literatur zur Polenfrage finden sich am Schluß der Nummer. D H

Da aber heute die Erlangung der Unabhängigkeit nicht in dem Machtbereiche der Kräfte der polnischen Nation steht und niemand von uns wissen kann, ob die hinter uns liegenden Faktoren und Ereignisse in der Richtung der Verwirklichung dieses Zieles vorgehen werden, so wird Platz für Forderungen zweiter Ordnung frei. Hier erscheint vor allem eine negative und zugleich minimale Forderung: die *Unteilbarkeit* des bisherigen Gebietes *Kongreßpolens*, die Integrität dieses Landes, die Erhaltung Polens als Ganzes bei der Erledigung der polnischen Frage. Dies ist ein so starker Wunsch aller Polen, daß jede Zergliederung des Landes für einen gegen die ganze Nation gerichteten Schlag gehalten werden müßte. Das Vermeiden einer neuen „Teilung Polens“ ist eine absolut allen Schattierungen des polnischen Gedankens gemeinsame Forderung. Diese Forderung hat auch durchaus nichts Auffallendes an sich. Hat sie doch selbst ein Ungar, der frühere Minister Graf Andrassy zum Ausdruck gebracht, indem er in der Neuen Freien Presse vom 12. September v. J. und sodann im Landtag ausführte, daß „die Befreiung Polens nicht den Eindruck einer neuen Teilung dieses Landes erwecken, die Freude über die Abschüttelung der russischen Herrschaft nicht durch den Schmerz einer neuen Teilung aufgewogen und die Sehnsucht nach dem Beisammenbleiben nicht den Wunsch nach einer größeren Freiheit in den Hintergrund drängen dürfe.“

Welches ist nun aber die positive Plattform der Polen außerhalb der Forderung eines eigenen Staates, also die Grundlage für einen Kompromiß ihres Ideals mit derjenigen Wirklichkeit, die das Leben ihnen gegen ihre Wünsche aufdrängen kann? Darauf kann man nur eine allgemeine Antwort geben: *Möglichst günstige Bedingungen für die Entwicklung und den Ausbau der nationalen Kräfte.*

Im Rahmen dieses Gemeinplatzes beginnen aber mit dem Augenblicke seines Konkretwerdens die Ansichten auseinanderzugehen. Wir sehen drei Brigaden polnischer Legionen, die Arm in Arm mit den Truppen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands seit $1^1/_2$ Jahren gegen Rußland kämpfen und glorreiche Anerkennnng der alten polnischen Tapferkeit finden. Einen großen Teil der sich immer erneuernden freiwilligen Scharen bilden die Polen aus dem Königreich, also russische Untertanen. Die politische Idee der Legionen verkörpert das *galizische National-Komitee* in Krakau; und diese Idee bedeutet das Verbinden des Schicksals Polens mit der österreichischen Monarchie und der habsburgischen Dynastie.

Dann sehen wir Warschau und den bei weitem überwiegenden Teil der öffentlichen *Meinung des Königreichs Polen* mit der schweigenden Parole „sich zu keiner Seite zu bekennen“ und den Lauf der Ereignisse abzuwarten. Seitens der Zentralmächte — sagt man in Warschau — hat man uns gegenüber keine bestimmten Pläne verkündet, man hat uns nichts über unsere Zukunft gesagt, geschweige denn irgend welche bindenden Versprechungen gegeben; dies legt auch uns Zurückhaltung auf.

Endlich sehen wir nur eine verschwindende, zusammengeschrumpfte Handvoll Polen, welche nach dem Manifeste des Großfürsten, das von einer zukünftigen Vereinigung des autonomen Polens sprach, ihr Schicksal mit Rußland verknüpfen zu dürfen glaubten.

Die *Polen in Preußen* sind ohne Ausnahme, jeglichem Verdachte zum Trotz, den deutschen Fahnen gefolgt und opfern in relativ ungewöhnlich hohem Maße[1]) ihr Leben für Preußen-Deutschland, obwohl sie keine Garantien für Aufhebung der Ausnahmegesetze erhalten haben.

Es gibt also in dieser Beziehung keine gemeinsame Plattform. Aus diesem Grunde bekommen wir Moralpredigten und Sticheleien zu hören. Herr von Massow fordert im „Größeren Deutschland“ von allen Polen, daß sie sich rücksichtslos für die Zentralmächte erklären. Andere Herren nehmen Aergernis an „*Divergenz*“ oder „*Unentschlossenheit der Polen*“. Noch andere werfen uns „*Polnischen Russophilismus*“ vor.

1) Von den 12000 zu den Fahnen berufenen Mitgliedern der katholisch-polnischen Arbeitervereine Posens sind bis Oktober bereits 700 gefallen.

Die Polen deswegen zu verhöhnen, daß sie in dem Streben nach Verwirklichung ihrer gemeinsamen und einmütigen Ziele in der Wahl der Wege auseinander gehen oder Bedenken tragen, gewisse Wege zu betreten, und darin „*Unreife*“ zu erblicken — ist zu naiv, wenn es aufrichtig ist. Während in diesem schrecklichen Kataklysmus der Geschichte so viele Nationen und Staaten schwankten und noch schwanken (tut dies etwa nicht auch Rumänien oder Griechenland?), verlangt man von uns allein eine schnelle Entschließung, eine rücksichtslose Einstimmigkeit: gerade von uns, deren Lage am schwierigsten und am kompliziertesten ist, und denen bis zum letzten Augenblicke das Einnehmen eines einheitlichen Standpunktes doch wahrlich nicht erleichtert wird. Wenn es schon bei Nationen, die ein zentrales Gehirn in ihren eigenen Staatsorganisationen besitzen, keine einheitliche Meinung gibt, und dennoch niemand diese Nationen für unreif erklärt, dann muß Jedermann billigerweise dasselbe Maß auch den Polen gegenüber beobachten. Und dem, der Warschauer oder anderen Polen *Russophilismus* vorwirft, dem wollen wir — zur faktischen Berichtigung — antworten, daß es in Polen keine Russophilen, sondern nur Leute gibt, die an Rußland unwillkürlich denken mußten, als sie den Ausschweifungen des Hakatismus zuschauten. Es wirkt geradezu komisch, von einem polnischen Russophilismus zu sprechen, wenn man bedenkt, daß Polen viele Jahrhunderte, bevor Deutschland Rußland an dem furchtbaren Einfall in Ostpreußen kennen lernte, mit dem russischen Reiche in Berührung kam: daß es von 1500—1863 von Generation auf Generation 16 große und blutige Kriege geführt hat, und daß es durch Rußland mit seinen Knuten, Kasematten und sibirischen Schneefeldern zur hundertjährigen Märtyrerin geworden ist. Wie könnte Rußland, der Erzfeind Polens, auf einmal beliebt und erwünscht sein?! Nein, in keiner polnischen Familie hat sich in unserem ganzen Vaterlande das Empfinden den Russen gegenüber geändert; nur krampfen sich die Herzen der Polen ängstlich zusammen bei dem Gedanken an so manche schwere Erfahrung, die sie auch von der andern Seite her gemacht haben. Was können sie nun tun? Was anders als hoffen! Ihr unverbrüchlicher Glaube an ihre Kraft, ihre flammende Vaterlandsliebe, ihre bewiesene Lebensfähigkeit geben eine sichere Bürgschaft für die Zukunft und sind zugleich ein wertvolles Gut für einen reellen und aufrichtigen Verbündeten. Es ist ein Fehler, die polnische Nation für eine schwache Rasse zu halten. Mehr denn je fühlen sich die Polen als die Erben derjenigen, die einst ein großes und starkes Reich in die Karte Europas einzeichneten, und während ihrer langen Knechtschaft haben sie Zeit gehabt, über die Fehler des Adels und der Aristokratie nachzudenken. Sie haben durch ihre Wirtschaft und geistige Kultur bewiesen, daß schöpferische Elemente in Menge unter ihnen vorhanden sind.

So mancher Kriegsberichterstatter und Schriftsteller, der zum ersten Male nach Polen gekommen ist, hat sich gewundert, daß die Polen ein Recht auf einen selbständigen Staat zu haben glauben. — Die Herren meinen lachend und schreiben es an ihre Zeitungen: hier hätten die Polen nichts dreinzureden, sondern nur die Eroberer.

Kasimir Zimmermann

Verschiedenes

Die Deutsch-lettischen Beziehungen in den baltischen Provinzen. Von einem Balten. Leipzig, S. Hirzel. 68 S. 1 Mk. — Zwischen Krieg und Frieden, Heft 32.

Was die Balten unter schwierigen Verhältnissen, zwischen zwei Feuern stehend, zumal im letzten Jahrhundert geleistet haben, wird hier von einem der Ihrigen mit großer Sachkunde dargelegt. Daß heiße Liebe zu seinem Volke dem Verfasser die Feder führt, ist nicht ein Mangel, sondern ein Vorzug der Schrift. Sie verschweigt dabei auch die Schuld des Volkes nicht: daß es, obwohl oder vielleicht gerade weil es den Letten zu einer eigenen Kultur verholfen hat, ihren Aufstieg gehemmt und damit der Revolution, die von außen kam, den Weg geebnet hat. Nicht genügend tritt hervor, daß der Partikularismus der einzelnen Provinzen, der in Livland sogar zu einem Gegensatz der „Rigaschen“ und der „Landschen“ wurde, die Kräfte des Baltentums geschwächt hat. Kriegsziele sind hier nur insoweit erörtert, als mit Recht ausgeführt ist, daß „das deutsche Reich, wenn es überhaupt seine Grenzen auszudehnen beabsichtigt, in keinem hierfür in Betracht kommenden Gebiet einem geringeren Widerstande be-

gegnen würde als im Baltenland und daß hier leichtere und weniger gefährdete Kolonialaussichten vorhanden sind als in irgendwelchen beliebigen überseeischen Gebieten". Das bisherige Schicksal der Balten war derart tragisch im Vollsinne des Wortes, daß sie nicht bloß Mitgefühl, sondern tätige Mithülfe verdienen. Ewald Stier

Vom großen Abendmahl. Verse und Gedanken aus dem Feld. Von Walter Flex. München, C. H. Beck. 41 S. 80 Pfg.

Von den Gefallenen spricht dieses Büchlein. Einer, der selber im Feld steht, fühlt tief das „stille, geisterhafte Arbeiten" der Gefallenen an den Lebenden und sucht in einem weihevollen Gedicht, einem formschönen und gehaltreichen Brief und einem Märchen Sinn und Zweck ihres Todes zu erfassen. Das letztere, dem weitaus der größte Teil der kleinen Schrift gehört, das „Weihnachtsmärchen des 50. Regiments", ist von dem Dichter seinen Kameraden am heiligen Abend in einer französischen Dorfkirche vorgelesen worden. Das Märchen von den toten Soldaten gehört gewiß zum Schönsten, was der Krieg bisher an Zeugnissen des Worts zu Tag gefördert hat. Irgendwo wird der Künstler sein, der es auf eine Weise zu begleiten versteht, daß die ebenso tröstliche wie sinnige Dichtung dahin dringt, wohin sie gehört, hinein in die weitesten Kreise unseres Volkes. Otto Wilhelm

Der Zeitungsspiegel. Beiträge zur Kultur des Zeitungswesens. Kriegsheft 1915 des Evangelischen Preßverbandes für Württemberg. Herausgeber A. Hinderer, Stuttgart. 48 S. 40 Pfg.

Die ruhige Sachlichkeit gerecht abwägenden Urteils und die inhaltliche Gediegenheit, die ich seit Jahren an den Veröffentlichungen und den Presse-Korrespondenzen des Evangelischen Preßverbandes für Württemberg und seines verdienten Geschäftsführers Pfarrer Hinderer beobachte, eignen auch dem jetzt erschienenen Kriegsheft des Zeitungsspiegels. Es enthält Abhandlungen von Hinderer über die große Zeit der Presse und Dr. Otto Groth über Auslandspolitik und Presse, ferner Mitteilungen über Zeitungen, die der Krieg hervorbringt, Kriegsopfer der Presse, aus der Lügenchronik des Weltkriegs, Streifzüge durch das Ankündigungswesen (das Heldenlied des Anzeigenteils, neue Industrien, die Sorgen kleinerer Geister in der Kriegszeit, Kriegsschund), auch einen von Prof. Otto Wilhelm-Eßlingen geschriebenen Nachweis guter Erzählstoffes zum Abdruck in Zeitungen und bietet in der Tat, wie der Untertitel besagt, „Beiträge zur Kultur des Zeitungswesens". Wer etwas Zutreffendes über die Tagespresse zu sagen weiß, ist heute dringenderer Beachtung wert als früher. Ich wünsche dem sehr empfehlenswerten Kriegsheft des Zeitungsspiegels, das alles lediglich Provinzielle vermeidet und auch dem Zeitungsfachmann Wertvolles bietet, weite Verbreitung.[1]) Magnus Kirchner

Uns' Herrgott un sin' Lüd'. Allerhand Geschichten ut Gott's Wurt för plattdütsch' Lüd', lütt und grot, ok för hochdütsch' nich slicht tau lesen. Vertellt von K. Schneeberg. Schwerin, Friedrich Bahn. 219 S. 2,20, gebunden 2,80 Mk.

In der hochdeutschen Einführung dazu von Pastor Studemund wird das Buch folgendermaßen charakterisiert: „Der Verfasser ... hat die Geschichten des Alten Testaments, so, wie er sie den Kindern erzählt hat, herausgegeben. Er hat die schönen Geschichten nicht nur in die plattdeutsche Sprache übertragen, sondern er hat ihnen auch plattdeutschen Geist eingeflößt. Er schildert uns die Männer und Frauen des Alten Testaments, als ob es mecklenburgische Dorfleute wären, mit solchen Gedanken, Wünschen, Hoffnungen, bösen und guten Neigungen wie diese."

Das Buch gehört demnach zu der Art von Bearbeitungen biblischer Geschichten, wie sie Scharrelmann, Max Paul u. A. neuerdings empfohlen und selbst vorgenommen haben. Ihr Zweck ist, den Kindern die Erzählungen wirklich zu seelischen Erlebnissen zu machen. Das wird versucht durch Darstellung in einer für die Gegenwart leicht verständlichen Sprache, vor allem aber durch Anwendung und Umdeutung des Geschichtsstoffes auf die heutigen Zeit- und Lebensverhältnisse, wobei man auch vor einer dichterischen Umgestaltung nötigenfalls nicht zurückschreckt. Es ist leicht einzusehen, daß, so notwendig dies Verfahren manchmal sein mag, es doch die Gefahr in sich birgt, daß dadurch den einfachen Erzählungen bei ungeschickter Handhabung Gewalt angetan wird. Der Streit darüber, wie weit eine solche Bearbeitung berechtigt ist, wogt noch hin und her und wird mit jedem neuen derartigen Versuch wieder entbrennen.

Das vorliegende Buch bedeutet einen weiteren Schritt auf dem neuen Wege und ist — sofern man ihn überhaupt für geeignet hält, um zum Ziele zu führen — als ein durchaus gelungenes Werk zu bezeichnen. Der Verfasser hat nicht nur viele Fehler seiner Vorgänger und Lehrmeister vermieden, wie z. B. die kraß naturalistischen Schilderungen des Entsetzlichen in Pauls Darstellung vom Tode Jesu („Für Herz und Gemüt der Kleinen", Leipzig 1904, S. 149) und die zahlreichen bei ihm und Scharrelmann vorkommenden Anachronismen, er offenbart sich vielmehr als ein Erzähler mit feinem Taktgefühl, lebendiger Darstellung und tiefem religiösen Empfinden. Er besitzt außerdem ein großes Verständnis für die Eigenart des Seelenlebens und der Gemütswerte seiner niederdeutschen Bauern. Es will uns scheinen, als ob überhaupt die alte plattdeutsche Sprache wegen der ihr eigenen größeren Frische und Anschaulichkeit, wegen ihres Reichtums an Bildern und kraftvollen volkstümlichen Redewendungen vorzugsweise geeignet wäre, Erzählungen primitiver Kultur wiederzugeben, vor allem da, wo sich, wie im Alten Testament, das Familienleben noch in patriarchalischen Formen abspielt, die ja auch im norddeutschen Bauerntum noch nicht ganz geschwunden sind. Deshalb darf man aber das Können des Verfassers nicht geringer auffassen, er ist in der Tat, wie die Einführung ihm nachrühmt, ein „Meister im Erzählen." Schneeberg geht auch insofern über seine Vorgänger hinaus, als er sich mit seinem Buche an weitere Kreise auch unter den Erwachsenen wendet. Als ein Mittel, unserm Volke den religiösen Reichtum des Alten Testaments nahe zu bringen, dem es vielfach verständnislos gegenübersteht, kann das neue Buch der alten biblischen Erzählungen warm empfohlen werden. Es wird auch jedem, der für bodenwüchsige Heimatkunst und norddeutsches Wesen Verständnis und Liebe gewonnen hat, ein lieber Freund werden. Bunjes

Kleine Mitteilungen. Das Sendschreiben der französischen Protestanten an die Protestanten der neutralen Staaten ist unter dem Titel **Tatsachen** zugleich mit der Beantwortung durch Pfarrer D. Adolf Bolliger in Zürich bei Carl Hirsch in Konstanz erschienen und für 20 Pfg. zu haben. (Bei 25 Stück 13, bei 100 Stück 11 Pfg.) Man ersieht leider aus dem wertvollen Büchlein nicht, wann das Sendschreiben ausgegangen ist. Und man hört von einem zweiten Sendschreiben, das man auch gern kennen würde, Mitte vorigen Jahres erschienen. Die Antwort Bolligers ist vom 15. Dezember 1915 datiert. Wir danken ihm, daß er sein Wort gesagt hat. Wir selber können ja zu dieser Kundgebung unsrer französischen Glaubensgenossen nur schweigen.

Allzu geschwind folgt Herr D. Chaponnière in der Genfer **Semaine réligieuse** Nr. 6 vom 5. Februar unsrer Aufforderung in Nr. 4 Sp. 78. Wir hatten ihm ausdrücklich eine längere Frist gestellt. Es ist uns ja immer bewußt gewesen, daß Irrungen, Uebertreibungen, Ausschreitungen in deutschen Predigten während der Kriegszeit vorgekommen sind. Einige wenige kennen wir und werden gelegentlich davon Gebrauch machen. Aber uns interessierte in diesem Fall, das Material kennen zu lernen, auf das Herr D. Chaponnière sein allgemeines Urteil stützt. Wir wollten bestimmte Namen, deutliche und sichere Zitate. Nun bietet uns Herr D. Chaponnière einen Brief aus Neuchâtel, vom 26. Januar, von Professor James Chopard daselbst. Herr Chopard verweist uns einfach auf das Religionsgeschichtliche Volksbuch von Franz Köhler „Der Weltkrieg im Urteil der deutsch-protestantischen Kriegspredigt". Er hält uns zwölf Stellen daraus vor, die wirklich recht übel klingen. Ja wenn sie nur richtig zitiert wären! Ist es denn nicht möglich, auch während dieses Weltkriegs, gewissenhaft und richtig wiederzugeben, was man zitiert? Wofür haben wir eigentlich die Gänsefüßchen? Wofür unsre wissenschaftliche Schulung? Ja wofür ist man Professor, noch dazu in einem neutralen Staat? Wir suchen das erste Zitat auf. Darnach predigen die Deutschen: Nous croyons résolument que l'éternelle Providence se sert de notre peuple pour exécuter un jugement universel sur nos ennemis. Wir schlagen auf und lesen S. 19 bei Köhler: „Wir beugen uns in Demut vor dem uns richtenden Gott und sinken in die Knie und bekennen unsere Schuld und bitten um Vergebung: Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht! So sind wir auf dem Wege, Gottes Gerichte als Gnade zu erleben, indem wir uns vom Abgrund des Verderbens hinwegreißen lassen, ja reif werden für den kühnen Glauben, daß die ewige Vorsehung sich unsers Volkes bedient, um ein Weltgericht an unsern Feinden zu vollziehn, das sie wie uns zur Buße leiten soll." Hier liegt die Irreführung darin, daß der Zusammenhang völlig ignoriert und folglich die Pointe verwischt ist. Wir schauen weiter in den uns vorgehaltenen Spiegel. Da finden wir als zweites Zitat: Nous faisons la guerre comme une sainte croisade contre tout ce qui est profane et grossier dans ce monde (p. 31). Wie lautet die Vorlage? „Wir führen den Krieg als einen heiligen Kreuzzug gegen viel Unheiliges und Gemeines in der Welt." Viel hat Herr Chapon mit tout übersetzt. Und der Zusammenhang? Köhler fährt dann fort: „Ein Kreuzzug ist uns dieser Krieg, weil und soweit wir uns in ihm auf den Geist des heiligen Kreuzes besinnen und von ihm uns innerlich die Kraft holen, mit der wir vor Gott und Menschen bestehen können." — Man verzichtet nach diesen ersten Proben auf die weiteren Zitate des Herrn Chopard. Ich habe sie dennoch alle verglichen, und es ist fast alles ungenau wiedergegeben und schief verstanden. Dazu bleibt Eins zu beachten: das Köhlersche Buch ist doch mehr Köhler als deutsche Predigt. Köhler gibt eine freie Paraphrase der deutschen Kriegspredigt ohne Zitate und Quellenvermerke. So ist, was er gibt, nicht zu kontrollieren und seiner Form nach durchaus Eigentum des Referenten. Dieser hat uns zum Glück die Möglichkeit gegeben, seine Arbeitsweise im Volksbuch (RVB) kritisch zu erkennen. Er hat bei Alfred Töpelmann in Gießen ein Parallelbuch zu dem RVB erscheinen lassen: „Die deutsch-protestantische Kriegspredigt der Gegenwart, dargestellt in ihren religiös-sittlichen Problemen und in ihrer homiletischen Art". (88 S. 2,50 Mk.) Hier finden wir die Quellen, mit denen er arbeit, hier zitiert er wörtlich. Wie anders nimmt sich da S. 17 ff. aus, was er aus unsrer Kriegspredigt über die feindlichen Völker herauszuholen weiß, als was er S. 12 seines RVB selbst über sie sagt. Ich kann nicht anders urteilen, als daß in den Predigten alles um ein gut Teil zurückhaltender, besonnener, zarter, billiger und gerechter gegeben ist als in der freien Köhlerschen Paraphrase. — Daraus, daß nun Herr Chopard das Köhlersche RVB benutzt hat, kann ihm kein Vorwurf gemacht werden; aber wohl daraus, daß er es nicht so verwertet hat, wie einem Mann der Wissenschaft gebührt.

1) Ueber unser Zeitungswesen jetzt, früher und in Zukunft ist während des Krieges unübersehbar viel geschrieben worden. Wir müssen an dieses Kapitel auch noch ernstlich heran. D H

Wir werden uns nach dieser Erfahrung mit der Angelegenheit vorläufig nicht weiter beschäftigen, es müßten denn ganz besondre Umstände uns dazu zwingen. Später wird der Zeitpunkt eintreten darauf zurückzukommen. Mögen unsre neutralen Theologen fleißig die Kriegspredigten sämtlicher feindlichen Völker studieren und ihre Charakteristika zusammenstellen! Wir werden für diese Synopse, wenn sie unvoreingenommen und vollständig ist, nur dankbar sein. Man bleibe aber fest bei den gedruckten Predigten. Wenn man alle Entgleisungen von Theologen sammeln will, wird man den Bischof von London nicht übergehen können, der soeben in einer Ansprache das Verhalten des Kapitäns vom „King Stephen" gegen unsre Schiffbrüchigen gerechtfertigt hat, und den Rev. Bernard Vaughan, der im Mansion-House eine Rede gehalten hat mit dem Refrain: „Fahrt fort, die Deutschen zu töten!" Vorausgesetzt, daß die Berichte davon richig sind. — Ach wie viel wird es nach dem Kriege zu schämen und zu verzeihen geben!

Rückhaltlos hat die Waldenser Zeitschrift La Luce die Nachricht von den famose prediche luterane dementiert.

Wir beabsichtigen nicht, auf die Polenfrage so bald wieder zurückzukommen. Um so wichtiger ist es uns, noch eben jetzt auf einschlägige Literatur hinzuweisen. Da sind vor allem zwei periodische Unternehmungen zu nennen: **Polnische Blätter,** Zeitschrift für Politik, Kultur und soziales Leben. Berlin-Charlottenburg, Schlüterstr. 28. Sie erscheinen dreimal im Monat, 3,50 das Vierteljahr. Herausgeber ist der bekannte polnische Schriftsteller W. Feldmann. — In Wien wird von dem Abgeordneten und Führer der Polenpartei Dr. Ritter v. Jaworski eine stattliche Wochenschrift für polnische Interessen **Polen** herausgegeben. Vierteljährlich 6 Mk., Wien I Wipplingerstraße 12. Beide Blätter stehn im zweiten Jahrgang. Von Broschüren ist vor allem hervorzuheben die soeben erschienene von Dr. **Adolf Grabowsky,** dem Herausgeber des (freikonservativen) „Neuen Deutschland": Die polnische Frage. Berlin, Carl Heymann. 108 S. 2 Mk. Diese Schrift wäre schon einer ausführlichen Besprechung wert! Ich hoffe, wir finden einen kompetenten Mann dafür. Einstweilen mögen unsere Leser sie erst lesen. — Der **Deutsche Ostmarken-Verein** (Berlin W 62) hat „als Handschrift" versandt: Deutschland und die Polenfrage im Weltkriege. Von Dr. Ernst Hunkel. 28 S. — Bei Karl Curtius in Berlin erschien **Richard Bahr:** Im besetzten Polen. Stimmungen und Eindrücke. 64 S. 80 Pfg. — Beide Schriften auch sehr interessant. Wir fügen noch eine benachbarte Schrift hinzu: Rußlands Entwickelung und die ukrainische Frage. Von **Hermann Jacobsohn,** Professor der Sprachwissenschaft in Marburg. Cassel, Pillardy und Augustin. 47 S. 75 Pfg. „Die russischen Ukrainer denken bis jetzt nicht daran, sich von Rußland loszulösen." R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin und Brandenburg. Montag den 21. Februar abends 8 Uhr in Berlin „Zum Heidelberger" Ecke Friedrich- und Dorotheenstr.: 1. Geschäftliches. 2. Besprechung über Rade, Die Kirche nach dem Kriege. Einleitendes Referat von Pf. Lic. W. Schneemelcher. (D. Rade hat seine Anwesenheit zugesagt.)

Leipzig. Freitag 25. Februar abends 8 Uhr im Auguste-Schmidt-Haus Dresdener Straße 7 (Roter Saal): Völkerfriede als sittlich-religiöses Zukunftsproblem. Professor Dr. Max Hennig-Leipzig.

Magdeburg. Dienstag 29. Februar 4 Uhr Stadtmission Hasselbachstr. 1: Besprechung über D. Rades Buch Die Kirche nach dem Krieg, eingeleitet durch Pastor Wirth.

Bekanntmachung

Die **II. Pfarrstelle** an unserer Kirche wird voraussichtlich zum 1. April frei.

Geistliche (nicht über 40 Jahre alt) wollen Bewerbungen umgehend — bis spätesteus zum Ende des Monats — an uns einreichen.

Erfurt, 12. Februar 1916

Der Gemeindekirchenrat der Barfüßer-Gemeinde

Evangelische Mission und deutsches Christentum

von

Univ.-Prof. D. A. Hauck

Vortrag, gehalten am 9. 2. 1916. (4. Heft der Flugschriften der deutschen Ev. Missions-Hilfe) Preis 20 Pfg.

Die früheren Hefte: 1. D. Julius Richter, Der deutsche Krieg und die deutsche ev. Mission. 2. D. Cordes, Der christliche Gedanke in der Welt. 3. Miss.-Insp. Würz, Menschengedanken und Gottesgedanken über die Mission im Weltkriege. Jedes Heft 20 Pf.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 6. Ostpreußen 1915; Der Russeneinfall und seine Wirkungen (I. Teil) — Die Kriegsmaßnahmen der preußischen Landeskirche — Der Krieg; Meßgewand und rote Hosen; Kirchenkollekten; Bildungskanonen.

Junges Mädchen aus einfachem Hause, bisher Hausschneiderin, möchte während des Krieges Stellung annehmen als Hausmädchen oder Stütze, am liebsten in einem Pfarrhaus. Das junge Mädchen ist fleißig und tüchtig und würde überall eine gute Hilfe und angenehme Hausgenossin sein. Nähere Auskunft erteilt gern **Frau Rade,** Marburg.

Suche zum April d. J. event. kriegsinvaliden **Hauslehrer** zum Unterricht; Latein für Quarta. Viel freie Zeit zu eigenen Studien.
Rittergutsbesitzer **Wohtz, Schmagorei,** Kr. West Sternberg, Strecke Reppen — Meseritz

Universität Jena

Sommersemester beginnt am 1. Mai. Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos

Universitätsamt

Kriegerfrauen!
Helft euren Männern den Sieg gewinnen!
Sieben ernste Bitten an die Frauen und Mütter unserer tapferen Feldgrauen von **H. Priebe,** Pfarrer. 10 Pfg., 50 Expl. Mk. 4.50, 100 Expl. M. 8.—
100. Tausend
Martin Warneck, Verlag, Berlin W9

Verlag von I. C. B. MOHR (Paul Siebeck) in TÜBINGEN

Das Heilige

Skizze zur Religionsphilosophie

Von

Wilhelm Windelband

Feldpostausgabe aus den „Präludien"

Klein 8 1916 Mk. —.40

Diese Feldpostausgabe wurde bei mir angeregt, weil das „religiöse Problem", das unsere gebildete Jugend vor dem Feinde tiefer als jemals zuvor beschäftigt, erst in dieser universellen Beleuchtung diejenige Durchdringung erfahren hat, nach der die Fragestellung bisher vergeblich verlangte.

Kampf und Sieg!
Wehr und Waffe für die Kriegskonfirmanden
von Dr. **Conrad,**
Geh. Konsistorialrat u. Pfarrer
Ein **neues** Konfirmationsbüchlein
15 Pf., 50 Exempl. 6.— M., 100 Exempl. 10.— M.
Martin Warneck, Berlin W 9

Probenummern
der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Dr. **Conrad,**
Geh. Konsistorialrat u. Pfarrer
Festhalten bis ans Ende
Andachten für die Kriegszeit
Ein **neues** Bändchen
Kart. 40 Pf.
Kelch des Heils
Andachten für die Passions- und Osterzeit
Kart. 40 Pf.
Martin Warneck, Berlin W 9

Odenwaldschule
Oberhambach bei Heppenheim (Bergstr.)
Leitung: **Paul Geheeb**
Erziehungsschule für Knaben und Mädchen vom zartesten Alter an. Familienartiges Zusammenleben in Landhäusern. Ernährung, Sport und Spiel nach gesunden Grundsätzen. Werkstatt und Garten. — Fachkurse und sorgfältig fördernder Einzelunterricht. Sichere Vorbereitung auf Einjährigen- und Reifeprüfungen. — Pflege der Kunst.

Allee-Kurhaus Baden-Baden
Modernes Sanatorium für innere, Nerven-, Stoffwechsel-Krankheiten. Herrliche Lage an der Lichtentaler Allee.
Professor Dr. v. Düring :: Dr. Giese
Das ganze Jahr geöffnet — Winterkuren

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.